

Wenn die Übersetzung zu spät kommt

von Maria Cadruvi

Es muss in den 50er Jahren gewesen sein, als sich meine Eltern ihren ersten Staubsauger gekauft haben. Auf Abzahlung. Der Verkäufer kam ins Haus. Er sprach Deutsch und demonstrierte das Gerät. Ich konnte nachher den anderen Kindern im Dorf erzählen: „Nus vein uss in staubsuuger.“ Mein Vater war Primarlehrer im Dorf und wusste, dass der Staubsauger auf Rätoromanisch „il tschetschapuorla“ heisst. Staubsaugen habe ich ihn nie gesehen, dafür benutzte er fleissig das romanische Wort. Meine Mutter, ordnungsliebend und rollentreu, brauchte die Neuanschaffung regelmässig und nannte sie spontan „il staubsuuger“. Wenn wir sie daran erinnerten, dass das Ding auch einen romanischen Namen habe, musste sie schmunzeln. Nicht nur über ihre eigene sprachliche Nachlässigkeit. In dieses Schmunzeln habe ich später noch eine andere Botschaft hineininterpretiert: „Der Staubsauger ist auf Deutsch in meine romanische Welt gekommen. Dabei wird es wohl bleiben. Ich habe andere, grössere Sorgen.“

Auch die Bestandteile des Autos sind auf Deutsch in die rätoromanische Welt gekommen. „Ils gangs“, „igl uspuff“ und „la stossstanga“. Diese Wörter versteht jeder Rätoromane und jede Rätoromanin. Und zwar viel besser als „ils girs“, „il sbuff“ und „il paraculp“. Und Ausdrücke wie „la tracziun a quater rodas“ und „il servomanischadi“ werden kaum benutzt. Obwohl es diese gibt. In Wörterbüchern. In den Köpfen, da machen sich zuerst die deutschen Wörter breit. Und wenn sich der Vierradantrieb und die Servolenkung einmal eingepreßt haben, ist weder Platz noch Zeit noch Lust für die rätoromanische Übersetzung. Sie kommt zu spät. Das Auto funktioniert auch ohne.

Wir könnten dafür die Staubsaugerhersteller oder die Autoimporteure rügen. Sie hätten doch zusammen mit ihren Produkten die Gebrauchsanweisung in rätoromanischer Sprache liefern können. Das heisst, auch die Werbung hätte natürlich auf Rätoromanisch erfolgen müssen und die Staubsaugerverkäufer der 50er Jahre hätten die Sprache ihrer Kunden sprechen müssen. Hätten ... können ... müssen ...

Die Firmen, die in der Schweiz Päcklisuppen herstellen, haben auch nie rätoromanische Gebrauchsanweisungen auf ihre Päckli gedruckt. Und die Rätoromanen haben die fremden Suppen trotzdem gekauft, gekocht und gegessen. Einmal hat die Firma mit den gelb-grünen Päckli eine „auch“ rätoromanische Suppe produziert. Als Gratismuster und Werbegag. Das muss im Jubeljahr 1991 gewesen sein. Kappeler Milchsuppe mit Zubereitungsangaben in vier Sprachen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Romanisch: „Preparaziun: Svidar il cuntegn dal pachet en 8 dl aua tievia, truschar e far buglir ...“ Ich habe die Suppe von der rätoromanischen Dachorganisation, der Lia Rumantscha in Chur, erhalten. Mit einem Augenzwinkern des Sekretärs. Die Suppe war eine Eintagsfliege. Andere Firmen haben nicht nachgezogen, weder solche die Knäckebrot oder Teigwaren herstellen, noch solche, die aufladbare Batterien oder Flüssigdünger für Zierpflanzen auf den Markt bringen. Auf all diesen Artikeln steht kein einziges rätoromanisches Wort, obwohl sie auch in rätoromanischen Haushaltungen Einzug gehalten haben.

Wir könnten dafür unsere Behörden rügen. Sie hätten doch von den Hersteller- und Importfirmen verlangen können, dass sämtliche Informationen zu einem in der Schweiz verkauften Produkt in allen vier Landessprachen erscheinen müssen. Die vielgepriesene schweizerische Sprachenvielfalt nicht nur in Politikerreden, sondern auch in der Anwendungsbeschreibung von Computern, Backpulver und Präservativen.

So hätte die Lia Rumantscha in Chur eine Art „Academia Rumantscha“ werden können mit einem ganzen Stab von Übersetzerinnen und Übersetzern. Diese hätten mühelos die ganze kommerzielle, politische und kulturelle Welt mit romanischen Übersetzungen beliefern können. Und die neusten romanischen Sprachschöpfungen wären gleichzeitig mit einem neuen Produkt, mit einer neuen Idee auch, in die Welt getragen worden. Mit Hilfe aller möglichen Kommunikationskanäle selbstverständlich, wie in anderen Sprachen auch. Rätoromaninnen und Rätoromanen hätten sich zuerst die romanische Version eines neuen Wortes gemerkt und später je nach Lust und Notwendigkeit die deutsche, italienische, französische oder eine andere Version dazu gelernt. Das Rätoromanische wäre eine moderne, lebendige (Klein)Sprache geblieben.

An der Übersetzbarkeit der Sprache wären solche Visionen übrigens nie gescheitert. Aber es gibt da noch ein anderes Problem. Nehmen wir an, die Schokoladefabrikanten in der Schweiz wären bereit, auf ihren Packungen zugunsten einer Kleinsprache etwas Platz zu machen, sogar freiwillig, ohne gesetzliche Vorschriften, so quasi als Freundschaftsgeste, weil Rätoromaninnen und Rätoromanen ja auch Süßes kaufen und lieben und essen. Die Schokoladefabrikanten müssten sich zuerst mit der Frage auseinandersetzen: „Jaaa ... welches Romanisch darf es denn sein?“ Es gibt ja bekanntlich mindestens fünf rätoromanische Idiome. Und alle sind Schriftsprachen. Schokolade auf Rätoromanisch heisst dementsprechend: Tschugalata (sursilvan), tschiculata (sutsilvan), tschigulatta (surmiran), tschiculatta (puter) und nochmals tschiculatta (vallader). Nur können sich nicht alle fünf auf einer Tafel Schokolade drängen und sich neben dem Deutschen, Französischen und Italienischen breit machen. Das wäre Verhältnisblödsinn und weder dem Image der Schweizer Schokolade noch dem der vierten Landessprache förderlich.

Auf die von aussen oft formulierte Forderung „entweder ein Romanisch oder kein Romanisch“ hat die Lia Rumantscha mit der Idee einer einheitlichen Schriftsprache geantwortet. Im Jahre 1982 liess sie „Richtlinien für die Gestaltung einer gesamtbündnerromanischen Schriftsprache“ ausarbeiten. Auf diesen Grundlagen wurde das Rumantsch Grischun entwickelt. Diese neue Schriftsprache wurde in den letzten Jahren für die verschiedensten Texte verwendet.

Das Rumantsch Grischun hat aber vor allem unter den Rätoromanen selber heftige Diskussionen ausgelöst. „Steine sind unter Befürwortern und Gegnern keine geflogen“, wurde schriftlich festgehalten, „doch bis an die Grenze moralischer Verleumdungen ist man immerhin vorgedrungen“. Nichtsdestotrotz: Die Lia Rumantscha konnte, 11 Jahre nachdem sie das zarte Pflänzchen gesetzt hatte, reiche Ernte einbringen. Wenigstens wenn man das wägt und misst, was 1993 zwischen zwei Buchdeckeln erschienen ist: 2,603 kg schwer; 21,4 cm breit; 30,3 cm hoch; 5,6 cm dick. „Pledari grond“ heisst das Produkt, das umfassendste rätoromanische Wörterbuch, das es je gegeben hat. Auf 1240 Seiten mehr als 170'000 Wörter. Vom Deutschen ins Rätoromanische übersetzt, in Rumantsch

Grischun. Die Lia Rumantscha hat ihre Brückensprache genommen und damit einmal mehr bewiesen, wie nahe dieses Rumantsch Grischun jedem einzelnen Idiom steht. Ihr Rezept: „Mit etwas gutem Willen lassen sich die bescheidenen Anpassungen, die für die Umsetzung der einzelnen Formen in die Talschaftsidiome nötig sind, leicht bewerkstelligen.“

Schokolade heisst übrigens „tschigulatta“ im „Pledari grond“. Und wer nun also will, kann heute dem Rätoromanischen zu mehr Präsenz verhelfen. Auf jedem Gebiet. „Der rätoromanische Wortschatz wird weiter ausgebaut“, verspricht die Lia Rumantscha, denn fast täglich müssen in jeder Sprache neue Wörter integriert werden.

Rügen müssten wir Rätoromaninnen und Rätoromanen eigentlich uns selber. Weil unser Sprachbewusstsein zu lange geschlafen hat. Die Nichtpräsenz unserer Muttersprache hat uns nicht aufgeweckt und die Invasion von deutschen Wörtern hat uns nicht aufgeschreckt. Nach innen hätten wir vermehrt sprachliche Kompromissbereitschaft und kreative Streitkultur üben müssen. Und nach aussen hätten wir viel öfters auf eine rätoromanische Übersetzung bestehen können. Hätten ... müssen ... können ...

Aber schlussendlich ist Sprache nicht nur Pflicht, sondern auch Spiel. Das gilt für die „ererbte“ Sprache und für die durch Übersetzungen dazugewonnene. In jeder rätoromanischen Familie gibt es heute wahrscheinlich einen Staubsauger. Dem rätoromanischen Kind, das morgen mit dem Spiel der Wörter beginnt, können wir nun von Anfang an sagen: „Quei ei il tschetschapuorla“. Oder wie es gemäss „Pledari grond“ heissen würde: „Quai è il tschitschapulvra“.

Aus:

Passagen Kulturmagazin Pro Helvetia 1993, *Thema Übersetzung*.